

Eröffnungsrede Barbara Pichler

Kino ist eine soziale Kunst, die in einem dynamischen Zusammenhang entsteht. Das impliziert auch, dass sich die Perspektiven auf das Kino, seine Wahrnehmung und sowohl seine künstlerischen wie ökonomischen Zusammenhänge immer wieder ändern. Der Blick auf den österreichischen Film zeigt unbestreitbar ein sehr lebendiges Bild und eine beeindruckende Diversität künstlerischer Ausdrucksformen, eine erfolgreiche Filmlandschaft. Alles ist also in Bewegung, doch manches wiederholt sich dennoch unausweichlich. Und gerade in den grundsätzlichen Fragestellungen scheint der Diskurs in den letzten Jahren von einem Stillstand der Positionen und von der Dominanz bestimmter Perspektiven geprägt.

Kunst und Kultur finden in einem größeren gesellschaftlichen Rahmen statt und der Kontext jeder Debatte ist damit unweigerlich auch ökonomisch definiert. Für den Film gilt das vielleicht sogar in besonderem Maße, da er sowohl in seiner Produktion als auch in seiner Verwertung von industriellen oder kommerziellen Zusammenhängen abhängig ist. Wir haben uns alle – mehr oder minder willig – daran gewöhnt, dass der Wert von Kultur nach ökonomischen Maßstäben beurteilt wird, wir haben mitgespielt und uns diesem Diskurs immer wieder untergeordnet, in diesem Sinne unzählige Argumente vorgebracht.

Wertschöpfung, Umwegrentabilität, Standortpolitik etc. – ich gestehe, dass ich inzwischen eine Abneigung gegen die ständige Verwendung dieses Vokabulars entwickelt habe. Bitte verstehen Sie mich nicht falsch: Diese Argumente sind ohne Frage wichtig, und sie sind vor allem auch richtig. Die von uns allen immer wieder ins Treffen geführte Wertschöpfung des österreichischen Films ist nachweislich enorm, die Umwegrentabilitäten und die Anzahl der Arbeitsplätze, die generiert werden, sind eindrucksvoll und niemand wird etwas dagegen einzuwenden haben, dass Kultur ein Imagefaktor ist, der zu den wichtigsten Verkaufsargumenten des Tourismus zählt.

Alles wunderbar, alles auch belegt und doch hat es den Diskurs nicht positiver oder produktiver gemacht, das Gegenteil ist der Fall. In der Kunst finden sich viele Beispiele dafür, wie die Dominanz der Zahlen alles andere in den Hintergrund drängt.

Das offensichtlichste Beispiel ist die Erwartung, dass alles immer gleich weitergehen, nein: sogar besser werden, wachsen soll, auch wenn die finanziellen Mittel stagnieren oder rückläufig sind. Dass dies nicht möglich ist, versteht sich von selbst, akzeptiert wird es aber nicht – zu sehr ist man gewohnt, dass in der Kultur immer mit etwas weniger doch noch etwas mehr geht, dass alle immer wieder zu Kompromissen bereit sind, um die Dinge am Laufen zu halten. Aber es lässt sich nicht leugnen: Wenn man als Gesellschaft eine lebendige Kulturlandschaft haben will, wenn man auf die Kultur „standortpolitisch“ bauen will, muss man sie sich zuerst einmal leisten – und zwar in all ihrer Vielfalt und auch abseits rein ökonomischer Perspektiven.

Ein zweiter, ebenso simpler Anspruch ist, dass Arbeit zumindest annähernd angemessen bezahlt werden sollte. Dass auch die schlechte soziale Lage der Film- und Kulturschaffenden ein immer wiederkehrendes Thema ist, ist an sich schon beschämend genug; dass eine breite Öffentlichkeit angemessene Bezahlung aber nicht als berechtigt, sondern als das Abschöpfen öffentlicher Gelder wahrnimmt, gibt zu denken.

Bei aller Notwendigkeit ökonomisch orientierter Debatten fällt auf, dass sie einer äußerst eindimensionalen Wachstumslogik gehorchen, einer Erfolgsidee, die am Ende nichts anderes ist als eine Art „geistiges Pyramidenspiel“, das irgendwann notgedrungen sein Ende finden muss. Diese Argumente lenken allzu leicht vom Kern der Debatte ab, von den eigentlichen Werten, die die Kunst generiert. Die Notwendigkeit und die Impulse der Kunst, des Films für eine lebendige, offene, selbstkritische, zukunftsorientierte Gesellschaft wird niemand unter uns in Abrede stellen. Ganz im Gegenteil, wir nehmen dies als selbstverständlich und schmücken uns gerne mit den Erfolgen der Kunst, zur Basis unserer Handlungen machen wir es aber nicht – weder auf politischer noch auf gesellschaftlicher Ebene.

Dieses Fehlen des Respekts vor dem, was Kunst und Kultur für eine Gesellschaft leisten, ist ein Grundproblem der öffentlichen Wahrnehmung.

Auch die von Unverständnis und Untergriffigkeiten geprägte Diskussion um das Urheberrecht im digitalen Zeitalter ist dafür ein Beispiel. Wenn das grundsätzliche Verständnis für die künstlerische Arbeit, ihren Wert, für die Rechte der Urheberinnen und Urheber an ihren Werken, aber auch für die Zusammenhänge der Verwertung fehlt, ist eine differenzierte öffentliche Diskussion unmöglich und man kann auch nicht auf die Unterstützung dieser Öffentlichkeit zählen.

Eine andere Variante des ökonomischen Arguments zeigt sich im Moment in Bezug auf den ORF und dessen Engagement für die heimische Filmwirtschaft. Die Tatsache, dass wieder einmal eine Kürzung des Film-/Fernsehabkommens – also des finanziellen Beitrags des ORF zu österreichischen Kinofilmen – im Raum steht, ist nicht nachvollziehbar und angesichts der vielen, auch international präsenten Filme, die dieses Abkommen ermöglichte, erscheint es sowohl sender- als auch kulturpolitisch kurzsichtig. Doch sogar wenn man diese Kürzung noch verhindern kann, würde die Problematik der Lage dadurch nur notdürftig maskiert, denn gleichzeitig soll im ORF an anderer Stelle das Auftragsvolumen für österreichische Produktionen massiv gesenkt werden. Die Folge ist eine existenzielle Bedrohung für eine erfolgreich gewachsene und diversifizierte Branche. Übrigens: Es geht um bis zu 1.500 Arbeitsplätze, die damit sehenden Auges abgeschafft werden – über die gesamtgesellschaftlichen Folgekosten dieser Entscheidung spricht man dann aber lieber nicht.

Abgesehen davon hat der ORF als öffentlich-rechtlicher Sender vor allem auch eine ideelle Verantwortung für den österreichischen Film, ebenso wie die Politik – wie wir alle. Film als soziale Kunst braucht die Gesellschaft und wir als Gesellschaft brauchen die Filmkunst, die mit Hilfe öffentlicher Mittel entsteht und mit diesen Mitteln wieder für die Öffentlichkeit arbeitet.

Die gesellschaftliche Notwendigkeit der Kunst ist unbestritten, warum also sollte man nicht fordern, dass dies zur Handlungsgrundlage für uns alle wird? Dazu gehört zwingend, dass nicht nur die Politik und darauf aufbauend die Förderinstitutionen, sondern dass wir als Gesellschaft unsere Aufgabe in der Bewahrung und Förderung einer geistigen und künstlerischen Offenheit und Vielfalt sehen; dass Filme aller nur vorstellbaren Arten und für diverse Publikumsgruppen möglich sind; dass unterschiedliche künstlerische Vorstellungen und damit auch unterschiedliche Definitionen von Erfolg nebeneinander stehen können; und auch,

dass wir das alles als Teil einer lebendigen, produktiven und eigenwilligen Filmkultur begreifen und erhalten.

Von ihren Anfängen an hat sich die Diagonale in diesem Sinn immer als ein Ort verstanden, an dem Begegnungen mit ganz unterschiedlichen Filmen und filmkulturellen Haltungen möglich werden. Ein Ort, an dem nicht die eine, „richtige“ Form des Filmischen ausgestellt wird, sondern an dem man viele gleichberechtigte Ausdrucksformen der Eingleisigkeit der Perspektiven entgegensetzt. Das kann und soll durchaus auch kritisch sein, aber immer im Geiste der Wertschätzung für diese Filme und die Menschen, die sie machen. Dass es auch ein Publikum für diese vielen Filme gibt, ein Publikum, das sich für mehr interessiert, als ihm im Kino- und Medienalltag zugemutet wird, ein Publikum, das – wenn es gelingt, es zu erreichen – auch mit uns dafür kämpfen würde, zeigt sich bei der Diagonale jedes Jahr aufs Neue.

Vor zehn Jahren, 2004, fand in Graz eine besondere Diagonale statt. Franz Morak, der damals als zuständiger Staatssekretär dem Festival einen erzwungenen Imagewechsel verordnen wollte, hatte die Rechnung ohne die Filmbranche gemacht. Die fand sich in seltener Einigkeit zusammen, um für eine Plattform zu kämpfen, auf der diese Vielfalt sich zeigen und zur Diskussion stellen kann. Man rief ein Motto aus: „Wir sind die Diagonale“. Ein Satz, den ich heute noch unterschreiben würde, so wie ich es auch damals als eine von vielen tat. Aber eigentlich sollte man noch weiter ausholen und sagen: „Wir sind der österreichische Film“. Wir alle – nicht einige von uns, nicht nur bestimmte Gruppen und nicht nur die Filmschaffenden, sondern die vielen Menschen, die es möglich machen, dass Filme entwickelt, produziert, gezeigt und auch diskutiert werden, die immer wieder wechselnde Perspektiven auf diese Kunstform und damit auch auf unsere Gesellschaft ermöglichen.

Selbstbewusstsein, Diskussions- und Kampfbereitschaft, ein Bewusstsein für die eigenen Erfolge, aber auch Respekt für das Experiment, Offenheit, Eigenwilligkeit und Frechheit – das wünsche ich mir für den österreichischen Film. Für die Arbeit an einem gesellschaftlichen Diskurs, der dies weiterhin ermöglicht, tragen wir eine gemeinsame Verantwortung.

Das Programm der Diagonale 2014 ist ein Angebot in diesem Sinn und ich wünsche Ihnen viele überraschende, herausfordernde, irritierende Momente mit den großartigen Filmen des diesjährigen Festivals.